

Literatur des Auslandes.

N^o 135.

Berlin, Freitag den 10. November

1837.

Dänemark.

Andersen, nach X. Marmier.

Der Dänische Dichter, dessen Leben ich hier erzählen will, ist einer von den Menschen, deren Geist von Kindheit an, je höher er hinaufstrebte, desto härter gegen das Leben zu kämpfen hat, ein Mensch wie Burns und Pegg, die anfangs vom Schicksal verurtheilt schienen, in tiefer Verborgenheit in einem Dorfe zu leben, bis das Bewußtsein ihres höheren literarischen Berufs in ihnen erwachte und sie wie instinktmäßig trieb, in der Welt der großen Städte aufzutreten und sich einen angemesseneren Schauplatz für ihre Geistesbätigkeit zu suchen. Eines Morgens trat in Kopenhagen ein großer junger Mensch zu mir ins Zimmer, an dessen schlichteren, etwas undeutschen Manieren eine feine Kofette nur wenig Wohlgefallen finden mochte, aber dessen liebesunkelnder Blick und dessen offenes, ehrliches Gesicht gleich bei der ersten Bekanntschaft Vertrauen und Sympathie einflößte: es war Andersen. Ich hatte einen Band von seinen Werken auf dem Tische liegen. Die Bekanntschaft war schnell gemacht. Die Poesie ist eine Freimaurerei, deren Jünger von einem Ende der Welt zum anderen sich verstehen und nur ein Wort auszusprechen, nur ein Zeichen zu machen brauchen, um zu wissen, daß sie Brüder sind. Nachdem wir eines Abends mehrere Stunden in jener gemüthlichen Weise verplaudert, wo das Herz sich öffnet und seinen ganzen inneren Reichthum ausschüttet, sprach Andersen unter Anderem auch von den Kämpfen und Erfabrungen, die er durchgemacht, und als ich ihn nun bat, mir die Ereignisse seines Lebens mitzutheilen, fing er an zu erzählen:

„Ich ward im Jahre 1805 zu Odensee auf Fünen geboren. Meine Vorfahren waren reich gewesen; aber durch eine lange Reihe von Unglücksfällen und falschen Speculationen verloren sie Alles, was sie be-
sessen hatten, und es blieb ihnen nichts übrig, als das traurige Andenken an ihren ehemaligen Wohlstand. Wie oft habe ich meine Großmutter von ihren Aeltern in Deutschland und von ihrem reichen Leben daselbst erzählen hören, wobei nichts schmerzlicher war, als der Kontrast dieser Erinnerungen mit der armen Hütte, in der sie laut wurden. Mein Vater, der noch bei seiner Geburt die Aussicht hatte, dereinst ein stattliches Vermögen zu erben, war genöthigt, in die Lehre zu geben und Schuhmacher zu werden. Als er sich verheiratete, war er so arm, daß er sich sein Bett nicht kaufen konnte. Ein reicher Edelmann war so eben gestorben; man hatte seinen Körper auf einem Katafalk ausgelegt, und einige Zeit nachher ließen seine Erben Alles, was zu dem Leichenbegängniß gebührt hatte, versteigern. Mein Vater nahm die Früchte seiner Ersparnisse zusammen und kaufte einen Theil des Katafalks zum Hochzeitsbett. Noch erinnere ich mich, jene großen schwarzen Draperieen gesehen zu haben, die schon so alt und abgenutzt und voller Wachsflöcken waren und wo ich selbst zur Welt kam. Mein Vater trieb sein Gewerbe weiter, das bald gut, bald schlecht ging, je nach den verschiedenen Zeiten und der Kundenzahl. Wir lebten in einem höchst gedrückten Zustande, aber wir lebten doch; und des Abends, wenn die Stunde der Ruhe gekommen war und meine Mutter unser frugales Mahl auf den Tisch setzte, verlebten wir mitunter noch manche fröhliche Stunde, an die ich nicht ohne Nüchternheit zurückdenke. Als ich so alt war, arbeiten zu können, brachte man mich in eine Fabrik, wo ich den größten Theil des Tages blieb; die übrige Zeit besuchte ich die Schule, wo ich lesen, schreiben und rechnen lernte. Einer von unseren Nachbarn, der eine besondere Vorliebe zu mir gefaßt, borgte mir einige Bücher, und ich las mit Begierde alle Rombdien, die ich in die Hände bekam, und eine Menge Lebensbeschreibungen berühmter Männer. Diese Lektüre rief ganz neue Gedanken in mir hervor: ich fing an, über die enge Sphäre des Handwerksstandes, an den ich gebunden war, hinauszugehen und mich zu fragen, ob ich nicht auch ein berühmter Mann werden könnte. Als ich zwölf Jahre alt war, starb mein Vater; ich blieb mit meiner Mutter allein, indem ich nach wie vor weiter arbeitete und mich meinen früheren Träumen hingab. Ich hatte eine ausgezeichnet reine und helle Stimme, so daß, wenn ich in der Schule sang, die Vorübergehenden oft stehen blieben, um mich zu hören. Auch hatte ich mich darin geliebt, einige von den schönsten Stellen, die ich in den Rombdien fand, herzusagen, und die Nachbarn, die meinen schönen Gesang und Declamationen zusahen, versicherten, ich hätte vortreffliche Anlagen zu einem Schauspieler. Ich beschloß, Schauspieler zu werden, und nachdem ich mir durch lange Ersparnisse einen Schatz von 13 Rixdaler (gegen 9 Thaler) gesammelt, dachte ich sofort an die Abreise. Vergebens suchte meine Mutter mich festzubalten. Sie hatte mir eine vortreffliche Lehrlingsstelle bei einem Schneider verschafft: in kurzer Zeit,

meinte sie, könnte ich mir so viel Lohn verdienen, um davon zu leben; in einigen Jahren würde ich erster Geselle und in der Folge vielleicht gar Meister werden. All' diese lachenden Aussichten konnten mich nicht befehlen. Ich war vierzehn Jahre alt, ich war allein, ich kannte Niemanden auf der Welt, der im Stande gewesen wäre, mich zu unterstützen; aber eine innere Stimme sagte mir, daß ich fort müßte. Ehe meine Mutter mir die verlangte Erlaubniß dazu gab, wollte sie noch eine letzte Probe machen. Es befand sich in der Stadt, wo wir lebten, eine alte Frau, die wegen ihrer Zauberkräfte mehrere Meilen in der Runde berühmt war. Sie war unsere Sibylle, unsere Meg, Mercurius, und obgleich sie bei den guten Christen in Odensee im Verdacht der Hexerei stand, so nahmen doch alle Leute zu ihr die Zuflucht, und überall sprach man von ihr mit der größten Verehrung; denn sie wußte aus den Karten und vermittelst geheimnißvoller Beschwörungen, die man nicht verstand, die Zukunft zu deuten. Den jungen Mädchen sagte sie, wann sie sich verheirathen müßten, und den alten Leuten, wie lange der Winter dauern und wie die Aerndte ausfallen würde. Meine Mutter ging zu dieser Wahrsagerin und bat sie, ihr die Ehre ihres Besuchs zu geben; nachdem sie ihr meine Lage auseinandergesetzt und sie um Rath gefragt, setzte die Alte ihre Brille auf die Nase, nahm meine linke Hand und betrachtete sie aufmerksam; dann sprach sie mit feierlicher Stimme, man werde einst, mir zu Ehren, die Stadt Odensee illuminiren.

Diese Worte der Sibylle beruhigten meine Mutter vollkommen; sie gab mir ihren Segen, und ich machte mich auf den Weg. Mit den dreizehn Thalern im Beutel und meinem ganzen Gedächtniß in einem Taschentuch zog ich in Kopenhagen ein. Ich lebte sogleich in das erste beste Wirthshaus ein, das ich zu Gesicht bekam, und bei meiner gänzlichlichen Unerfahrenheit ließ ich mir alles Mögliche geben, was mir einfiel. In wenigen Tagen war ich ausgebeutelt; nur ein Thaler blieb mir noch übrig. Ich ging zu einem Theater-Direktor, der, da er meine Jugend und Einfalt bemerkte, sich nicht erst die Mühe gab, mich auszufragen, sondern mich gleich unter dem Vorwande abwieß, „ich wäre zu mager für das Theater.“ Es war Zeit, für meine Subsistenz zu sorgen, und ich dachte lange darüber nach. Eines Morgens erfuhr ich zufällig, daß ein Schneider einen Lehrling suche: ich ging zu ihm hin. Er nahm mich auf die Probe und gab mir Arbeit. Aber kaum hatte ich es einige Stunden ausgehalten, als ich ungemein traurig und niedergeschlagen wurde. Alle meine Phantasmen von Künstlerleben, welche die Noth für einen Augenblick verschwenkt, lehrten eine nach der anderen wieder. Ich gab dem Schneider die Nadel zurück und sprang auf die Straße wie ein Gefangener, der seine Freiheit wiedererlangt. Doch bald sah ich ein, daß ich mit all diesen Träumereien auch nicht das kleinste Plätzchen in den Kopenhagener Hotels bekommen würde, und daß ich also, um ein Unterkommen zu finden, Beschäftigung und Arbeit suchen müßte. Während ich so voller Sorgen über meine Zukunft längs des Amagertores spazieren ging, erinnerte ich mich, daß man in Odensee sehr oft meine Stimme gelobt, und daß vielleicht diese Gabe der Natur jetzt mein Glück machen könnte. Auf der Stelle klopfte ich an die Thür unseres berühmten Musik-Professors Siboni. Ich erzählte der Magd, die mir öffnete, meine ganze Geschichte, und als diese ihrem Herrn Alles trenn wiederberichtet, hörte ich von innen lautes Gelächter. Siboni hatte gerade an jenem Tage mehrere Personen bei sich zu Tische, unter anderen auch den Komponisten Weyse und den Dichter Baggesen. Alles wollte den seltsamen Reisenden sehen, der so auf gut Glück in die Welt hinausging; man rief mich herein. Weyse nahm mich bei der Hand, Baggesen klopfte mir lachend auf die Wange und nannte mich einen kleinen Abenteuerer. Siboni beschloß, nachdem er mich singen gehört, mich Musik zu lehren und mich in die Oper aufnehmen zu lassen. Ich war ganz außer mir vor Entzücken, als ich das Haus verließ; meine kühnsten Träume schienen ihrer Verwirklichung nahe, und den anderen Morgen brachte mir Weyse, der bei seinen Freunden eine Kollekte veranstaltete, 70 Thaler. Er gab mir den Rath, hübsch fleißig zu seyn und mir eine Wohnung bei einer anständigen Familie zu suchen: dies that ich und kam bei meiner Unschuld zu einer von den Frauen, die in Victor Hugo's „Prière pour tous“ vorkommen, einer von jenen lockeren Dirnen

Qui vendent le doux nom d'amour.

Lange blieb ich nicht in diesem Hause. Eines Tages verlor ich meine Stimme und mit ihr alle meine Hoffnungen. Siboni meinte, ich sollte nach Odensee zurückkehren, während ich bleiben und Schauspieler werden wollte. Ich ließ mich in die Tanzschule des Theaters aufnehmen und figurirte in mehreren Balleten. Ich spielte meine Rolle sehr unges-

schickt und verdiente nicht mehr als zwei Thaler monatlich; doch noch hoffte ich, daß ich meine Stimme wiederbekommen würde. Ich wollte um jeden Preis Schauspieler seyn, ich lernte mir in meiner elenden Dachkammer alle mögliche Rollen auswendig, und da ich einmal geübt, daß man das, was man am 1. Januar thue, das ganze Jahr hindurch wiederhole, so glaubte ich, wenn ich am Neujahr das Theater betreten könnte, so würde dies ein gutes Omen für die Zukunft seyn. Wirklich schlich ich mich an diesem Tage, während die Wagen in der Stadt herumfahren und Freunde und Verwandte einander besuchten, durch eine versteckte Thüre in die Kulissen und trat auf die Bühne vor. Hier aber ward ich von dem Gefühl meines Elends so sehr überwältigt, daß ich, anstatt die Rede zu halten, die ich zu diesem Zwecke vorbereitet, voller Angst auf die Kniee fiel und weinend ein Waterunser herfragte.

Doch bald sollte mein Schicksal eine andere Gestalt annehmen; ich gewann die Zuneigung des alten Dichters Guldberg. Er schenkte mir das Honorar für ein kleines Buch, das er so eben herausgegeben, gab mir belehrende Werke zum Lesen und ließ mich dann auch schreiben. Um mich im letzteren zu üben, schrieb ich eine Tragödie, obgleich ich noch nicht einmal die Regeln meiner Muttersprache gelernt hatte. Guldberg las sie und verurtheilte sie mit einem Federzug. Ich machte mich aufs neue an die Arbeit und schrieb in acht Tagen eine zweite Tragödie, die ich an die Theater-Kommission abgab. Nach einigen Tagen ließ mich der Theater-Direktor, Herr Collin, zu sich kommen. Er sagte mir, daß meine Tragödie zwar nicht aufgeführt werden könne, daß sie aber zu Hoffnungen für die Zukunft berechtige, und er habe mir daher einen Freiplatz in dem Gymnasium einer kleinen Stadt verschafft.

Von diesem Moment an begann ich ein ernstes Leben. Ich arbeitete und studierte fleißig und suchte die Grundlagen zu meiner Zukunft zu legen. Doch die Zeit, wo ich diese Schule besuchte, war die allerschlimmste meines Lebens. Nie habe ich so viel gelitten und geweint. Bei meinem Alter von 19 Jahren konnte ich natürlich unter zehnjährigen Schülern keinen Umgang finden; ich stand also ganz allein da und wurde überdem von dem Rektor der Schule unbarmherzig gequält. Dieser Mann hatte es sich ordentlich vorgenommen, mich fortwährend zu kränken und mich das Drückende meiner Armut und Verlassenheit in vollem Maße fühlen zu lassen.

Auch diese Prüfung ging vorüber. Ich bestand mein Examen und besuchte die Hochschule zu Kopenhagen. Hier gab ich einige Poesieen heraus, die Aufsehen machten; einige ausgezeichnete Männer nahmen mich in ihre Protection, und ich bekam Zutritt zu mehreren Häusern. Nach Beendigung meiner Studien empfahlen mich Dehlenschläger, Derstätt, Ingemann dem König; auf ihre Vermittelung bekam ich ein Reisestipendium und besuchte 1833 und 34 Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich. Jetzt bin ich Bürger von Kopenhagen; ich habe weder Amt noch Pension, ich schreibe in einer wenig verbreiteten Sprache und für ein kleines Publikum; gleichwohl finden meine Romane früh oder spät Absatz, und Reitzel, mein Verleger, bezahlt mich pünktlich.

So weit Andersen. Er hat in einem Zeitraum von wenigen Jahren mehrere Werke geschrieben, die ihm in der Dänischen Literatur eine ehrenvolle Stelle sichern. Besonders bekannt sind zwei Romane von ihm: der Improvisator und D. T., in welchen der Gegensatz der beiden Naturen des Nordens und Südens lebendig zur Anschauung gebracht ist. Der erstere spielt im Süden und trägt ganz die Gluth und die glänzenden Tinten einer Neapolitanischen Landschaft an sich; der zweite dagegen bewegt sich mehr in Finnland und Dänemark, und seine Zeichnungen geben ein treues Abbild des ernsteren, abgeschlosseneren Stilllebens im Nordland. Außerdem hat er noch lyrische Poesieen herausgegeben, die ihrem Inhalt nach elegisch-melancholischer Natur sind und wie alle, die zu dieser Schule gehören, etwas zu weich und empfindsam.

England.

Irland, mit Französischen Augen betrachtet.

(Fortsetzung.)

Mancher wird den Irländern vorwerfen: hättet Ihr in Eurem Vaterlande, für Euer Vaterland, solchen Muth und solche Tapferkeit bewiesen, wie im Dienste fremder Könige, so wäret Ihr nicht seit fast siebenhundert Jahren die Vasallen und Sklaven Englands geblieben. So hätte ich auch noch vor wenigen Jahren gesprochen, jetzt nicht mehr. Ich befand mich etliche Tage später in Begleitung einiger junger Gentlemen auf dem Schlosse zu Dublin, in dem Saale, wo ehemals die Lords des Irischen Parlaments sich versammelten. Da zeigte man mir eine alte Tapete, auf die man in Dublin große Stücke hält, obwohl die Malerei sehr schlecht ist: sie stellt nämlich die Schlacht an dem Boyne-Flusse dar. Meine Gesellschaft bemerkten, auch damals sey auf Irischem Boden Irisches Blut in Strömen geflossen für Frankreichs Sache. Da ich nun gerade aus England kam, wo ich aus manchem Gespräch gelernt hatte, daß man eine Thorheit begeht und sich selber wegwirft, wenn man Fremden gegenüber aus Höflichkeit der Ehre und den Verdiensten seines eigenen Volkes etwas vergiebt, so nahm ich jetzt alle meine historischen Kenntnisse zusammen und erinnerte die jungen Leute, daß keinesweges von Seiten Irlands allein Aufopferung ohne Lohn gewesen, sondern in einer langen Reihe von Jahren Dienst mit Dienst vergolten worden sey. „Waren nicht“, sagte ich, „damals am 6. Juli 1690, in der Schlacht, die wir hier auf der Leinwand gemalt sehen, auch Franzosen gegenwärtig und ließen ihr Leben für das katholische Irland, für den katholischen König Jakob, der vom Schlosse Dunmore auf dem Berge herab dem Kampfe und Tode seiner Getreuen zusah? Oder haben im Jahre darauf, bei Aughrim, die Franzosen Muth und Blut gespart? Und wem anders, als der Einschreitung Frankreichs,

verdannten es nach der Belagerung und Capitulation von Limerick vierzehntausend Irländer, daß sie mit Weib und Kind vor der Rache des erbitterten Siegers nach dem Kontinent flüchten konnten? Frankreich hat die Verflohenen aufgenommen, ihnen Bürgerrecht ertheilt, und ihre Nachkommen leben noch heute als Brüder unter uns.“ Ich war einmal im Zuge, und so ließ ich ganz leise auch ein Wörtchen von der Expedition des General Hoche fallen, der 1798 bei Ballycra-Point unweit Galway im südwestlichen Irland eine Landung versuchte, um den Irischen Insurgenten die Hand zu reichen. Kurz, wir hielten Abrechnung zwischen Irland und Frankreich, und das Resultat war, daß wir desto bessere Freunde wurden. Natürlich, war ich doch in einem katholischen Lande, wo noch keinesweges alle Erinnerungen aus alter Jakobitischer Zeit erloschen sind. Es ist gar nicht weit vom Dubliner Schlosse bis zum College-Green-Platz, wo noch ganz neuerlich die Reiterstatue Wilhelm's III. durch eine Peiarde in die Luft gesprengt worden ist. Man hat sie etliche Schritte von ihrem alten Platze wieder aufgerichtet und keinen Titel von der alten Inschrift weggelassen, sogar das Rex Franciae nicht.

Wenn übrigens auch die Gemeinschaft der Religion, wenn die Geschichte mit ihren Erinnerungen, wenn der Trieb und die Gewohnheit des Reisens, wodurch die Irländer das Europäische Festland und am häufigsten Frankreich kennen lernen, wenn dies Alles nicht wäre, so würde doch des National-Irlanders Eifersucht gegen die Nachbarinsel, der Instinkt des Widerstandes gegen Unterdrückung, eine natürliche und starke Hineigung zu Frankreich bewirken. Da sie die politische Präponderanz Englands einmal anerkennen und sich ihr unterwerfen müssen, so sträuben sie sich um so mehr gegen die Herrschaft Englischer Sitten und sozialer Gewohnheiten; sie geben unter Englischer Fahne und Kosarde mit, dafür verschmähen sie Englische Mode. Dem vielgerühmten, oft so sonderbaren und abgeschmackten Englischen Comport nachzueifern, sind sie zu arm: so geht denn ihr Trachten dahin, sich auch in der Lebensweise von den Engländern zu unterscheiden. Eine Menge Französischer Sitten und Gebräuche, von reisenden Gentlemen aus Frankreich mitgebracht, habe ich in schlichten Irischen Bürgerfamilien herrschend gefunden. Sogar viele Französische Worte haben die gleichbedeutenden Englischen verdrängt, und die letzteren müssen sich im Munde des Irlanders eine abschliche Verbrebung und Verunstaltung, theils des Lauten, theils der Bedeutung, gefallen lassen. Ich habe viel der gleichen Beobachtungen aus dem Leben gesammelt, deren jede einzeln höchst unbedeutend und gleichgültig scheinen mag, die aber in Masse, und in ihrem Zusammenhange mit ernstern Lebenserscheinungen aufgesagt, über den Irischen Nationalcharakter sehr wesentlichen Aufschluß geben. Man muß überhaupt das Privatleben eines Volkes, von den niedrigsten bis zu den höchsten Ständen, studiren und in seine Elemente zerlegen, um über die Richtung klar zu werden, in welcher seine Thätigkeit äußerlich und sein Charakter, seine Bestimmung innerlich sich fortentwickeln wird. Darauf läßt sich manche richtige Berechnung und Prophezeiung gründen.

Mehr als jedem anderen Fremden muß der hier bezeichnete Kontrast Irlands gegen England einem Franzosen auffallen, der Irland erst besucht, nachdem er London, Oxford, Birmingham, Manchester, Liverpool, diese Hauptstige des Britischen Reichthums und Handels, der Britischen Industrie und Gelehrsamkeit, gesehen hat. Ich will meine Beispiele von London nehmen.

Die Londoner Kaufleute und Krämer, ihre Frauen, Söhne und Töchter, ihr ganzes männliches oder weibliches Ladenpersonal sind immer geneigt, den Unbekannten, der sich höflich benimmt, für einen Einfaltspinsel zu halten und demgemäß zu behandeln. Solch' Einer, denken sie, kommt ganz frisch vom Kontinent, wo man Stein und Wein auf die Vortrefflichkeit Englischer Fabrikate schwört; da suchen sie denn die älteste und verlegenste Waare aus ihrem Magazin anzubringen. In dem Laden des reichen Messerschmiedes Palmer, in Regent-Street, trieb man die Underschwämtheit so weit, mir eine rostig gewordene Schere anzubieten und als vorzüglich anzupreisen. Statt unwillig zu werden, stellte ich mich, als wäre ich voller Bewunderung für die Trefflichkeit des Stoffes und der Arbeit; ich wollte doch sehen, wie weit der schlechte Scherz — denn dafür hielt ich's anfangs — gehen würde. Ich bemerkte ironisch, Französischen Stahl würde der Rost gewiß an beiden Blättern angegriffen haben, es bewies die Vorzüglichkeit des Englischen, daß an dieser Schere das eine Blatt ganz rein geblieben wäre. Ich fragte nach dem Preise, er war unsinnig hoch. Während dessen wickelten die Ladenburschen und Mädchen in einem fort über meine Einfalt und über die närrische Eingenommenheit der Franzosen für fremde Waare. Endlich riß mir die Geduld; ich legte die Schere in den Glaskasten zurück, schlug dem naseweisen Burschen hinter dem Ladentische mit dem Handschuh ins Gesicht und rieth ihm, sie aufzubeugen und im nächsten Jahre zur Ausstellung nach Charing-Cross zu schicken, als ein schönes Probdöhen von Londoner Industrie und Ehrlichkeit. Bei solchen Ausflügen und Besuchen in den Englischen Kaufläden habe ich gelernt, wie man mit Engländern sprechen muß, damit sie verstehen und bereitwillig antworten. Es giebt ein Zauberwörtchen, das ihnen aus jedem Munde und jederzeit willkommen ist, ein Wörtchen, worauf sie passen, ein bloßes Frage-Wörtchen, welches hervorzurufen keine Mühe und Geduld sie verdrückt. Was man auch seyn, was man vorhaben mag, mit dem einen Wörtchen, das man allenfalls, wenn man auch gar kein Englisch weiter verstände, durch eine leichte Bewegung des Zeigefingers erläutern kann, kommt man durch ganz England; es heißt: How much? (wie theuer?) Diese Anrede da, how much? dieser Jagdbund, dieses Yorksireer Pferd, how much? die Kandidatur da und da, how much? das Gewissen des und des Wählers, how much? Dies ist das Cardinal-Wort, es herrscht in der Sprache und in dem Verkehr der Engländer. Nur merkt Euch, wenn Ihr das Wort ausgesprochen und die Antwort darauf empfangen habt, so wird der Engländer wieder seinen Hals

tief in seine Binde stecken, die Lippen zusammenkneifen, die Hände auf den Rücken legen und ganz und gar das frostige, stätische Wesen annehmen, um dessen willen man auf dem Kontinent jeden reisenden Krämer aus der City mit Wlford anredet. Dann schweigt er wie ein Klotz; mögt Ihr stundenlang allein mit ihm seyn, es kommt kein Gespräch zu Stande. Gebt Euch keine Mühe, fragt ihn nicht über London und die Umgegend, noch über den Weg, den Ihr zu nehmen habt, noch über Englische Sitten und Einrichtungen, Handel und Gewerbe: er hört nichts, er sieht nichts, er weiß nichts, er antwortet nichts; er hat nichts im Sinne als seine Waare, um deren Preis er Euch dreifach überseht und keinen Schilling abhandeln läßt. Wie der Guillaume in dem Lustspiele l'Avocat Patelin ist er durch alle Fragen in der Welt von seinen sechs Ellen Tuch und seinen Hammeln nicht abzubringen. Möglich, daß er zehnmal in Frankreich gewesen ist, daß er Französisch versteht und spricht; er sieht zu, wie Du Dich abquälst, Dich ihm auf Englisch verständlich zu machen, und kommt Dir mit keinem Worte Französisch zu Hülfe. Er ist ja in seinem Lande und würde dem eigenen Hausrecht, so wie der Suprematie Englands über andere Völker gar zu viel vergeben, wenn es sich herausstellte, daß er für nöthig gefunden hat, Deine Muttersprache zu erlernen, Du aber nicht die seine. Am weissen hüte man sich, solche Londoner Lokale zu besuchen, hinter deren Glasscheiben man die Inschrift liest: Ici on parle français. Ich sage nichts von der Obren-Dual, die Curer dabei wartet; aber Ihr werdet damit recht eigentlich in einen Hinterhalt gelockt, wo man Eure Taschen ausplündern will. Mit der Ankündigung des parler français ist es bloß auf Vermeidung der Konkurrenz abgesehen. Geht nicht hinein, denn nicht Jeder ist so glücklich, wie ich es ein paar Mal gewesen bin, in einer solchen Spelunke nur einen tauben alten Mann oder ein lallendes kleines Kind anzutreffen.

Wie anders ist das Alles in Dublin. Da ist kein Marmor, keine Bronze, keine Vergoldung an den Kaufläden zu sehen, keine zehn Fuß hohen Spiegelscheiben aus einem Stück an den Facaden und Wänden; auch kein solcher Glanz, keine solche Fülle ausgelegter Zeug- und Kostbarkeiten. Dort sieht man eine eingestohlene Scherbe durch Papier ersetzt; die Wände sind kahl, wie in einem Magazin oder Schoppen, wo eben aufgeräumt worden ist, so daß man sich unwillkürlich fragt, ob nicht vielleicht gestern die Gläubiger mit Gerichtsdienern da gewesen sind. Keine Legion schwarz gekleideter Kommiss, kein Schwarm salonsmäßig gepugter Mädchen erfüllt diese Räume; nichts ist an der ganzen Auestattung, was die fröhliche, eitle Jugend, oder das geschwähige, kokette Alter, oder den Stutzer mit seinen phantastischen Gellisten zum Eintritt locken könnte. Aber ich rathe Euch, tretet ein. Freilich, wenn Ihr keine Pariser Schuhe tragt, können sie leicht Schaden nehmen an den großen Nägeln in den Dielen, deren Unebenheiten kein weicher Teppich verdeckt, über welche noch nie die glattmachende Wachsbürste gefahren ist. Immerhin tretet ein. Hier dürstet und sollt Ihr grüßen, denn der Herr des Ladens selbst kommt Euch freundlich entgegen und grüßt mit freundlicher Neigung des Kopfes, und sein zehnjähriger Sohn bringt Euch einen Stuhl. Der Kaufmann zeigt Euch das Beste, was vorrätig ist, und da er einen Fremden in Euch vermutet, der von England kommt und folglich gelernt hat, mißtrauisch zu seyn, so wartet er nicht erst auf Euer how much, sondern er sagt Euch gleich den Preis, den Ihr für die Güte der Waare gewiß nie übermäßig finden werdet. Er verlangt auch die Zahlung nicht in Guinees, wie der Londoner Kaufmann thut. Der ehrliche Dubliner muthet dem Fremden nicht zu, sich mit einer anderen Münze und Rechnung zu befassen, als derjenigen, welche im Lande gesetzlichen Cours hat. Wie soll der Reisende wissen, daß, wenn man von Guinees spricht, damit nicht das coursfrende Goldstück, der Sovereign, gemeint ist, sondern eine längst aus dem Verkehr verschwundene, eingezogene, nur noch als fingirt zu betrachtende Münze, wovon in ganz Großbritannien vielleicht kein einziges Exemplar mehr aufzufinden ist, außer in Münz-Kabinetten und Sammlungen. Gleichwohl entblödet der reiche Londoner Kaufmann sich nicht, Euch auf jeden Sovereign noch anderthalb Schillinge in Rechnung zu bringen, um die ehemalige Guinee voll zu machen, die 2½ Schilling galt. — Wenn die Qualität der Waare Euch nicht zusagt oder der Preis Euch zu hoch ist, so wird der Frische Kaufmann Euch Anderes zur Wahl vorlegen, und der Handel wird zwischen ihm und Euch auf die freundlichste Weise, im Gespräch, mit Ehrlichkeit seiner- und mit Zutrauen Eurerseits geführt. Wenn Ihr ihn nicht recht versteht, wird er sich die geduldigste Mühe geben und Alles anbieten, was er an Französischen Worten weiß; wenn sich aber ein Mißverständnis durchaus nicht heben läßt oder die Unterhaltung gar ins Stocken geräth, ruft er seine älteste Tochter, die gewiß und immer des Französischen kundig ist. Dann kommt das Mädchen in Begleitung ihrer Mutter; sie ist durchaus einfach, häuslich, schmucklos gekleidet, von anmuthigem, sinnigem Aussehen; sie giebt die Erklärung, die von ihr verlangt wird, auf schlichte, anspruchlose Weise, ohne Ziererei, ohne Gefallsucht. Indem Ihr jubelt, findet Ihr den Satz bestätigt, daß unter allen fremden Nationen die Irländer das deutlichste und wohlklingendste Französisch sprechen. Nun wird die Unterhaltung lebhafter, die Töne der Muttersprache machen einen so freundlichen Eindruck aus dem Munde der Fremden; die Sympathie erwacht, beiderseits redet man von seiner Heimath. Da werden die Gemüther warm; die Persönlichkeit tritt ganz zurück, man vergißt sich selbst; nicht mehr ein Franzose spricht mit einer Irlanderin, sondern Frankreich und Irland selbst reden durch unseren Mund zu einander. Wie Vieles wird mir jetzt erst klar, wie mancher feinere, verborgene Zug in der Physiognomie Irlands und der Irländer schlichte sich mir auf, worauf nur weiblicher Sinn und weibliche Beobachtungsgabe mich leiten konnten. Und nicht lange, so schwingt im Eifer des Gespräches meine neue junge Bekannte sich zu portischer Höhe auf; dann nennt sie ihre Heimath Erin, das grüne Erin, den Smaragd im Ocean, wo der Bäume Laub nicht weilt, wo der Shamrock, der Frische

Klee, über dem grünen Dreiblatt den rothen Blütenbusch entfaltet das Heidekraut die Berge mit purpurnem Violett überkleidet, Wasserlilien auf den blauen Seen schwimmen und klare Ströme im Fall über Felsen weiß dahinsäumen. Aus dem Munde des sinnigen, empfindungsreichen jungen Mädchens vernahm ich einen Wiederhall der jarten Lieder Thomas Moore's und der mächtigen Beredsamkeit D'Connells. Aber auch die Klage blieb nicht aus, die ich schon von dem Gentleman, meinem Reisegefährten auf der Eisenbahn, vernommen: „Die Fremden mögen uns nicht besuchen.“

(Schluß folgt.)

Polen.

Das Polnische Ostermahl.

Zu den charakteristischsten Gebräuchen der Polen gehört vor allen das sogenannte Swizeone (Schwenzone) oder Geweihte, ein Mahl, welches am Ostermontage zu Mittag gegeben wird, und dem die ganze zu diesem Fest versammelte Familie sitzend beivohnt.

Dies Mahl besteht aus einer großen Menge Schüsseln, doch werden die für die Feier bereiteten Gerichte sämmtlich kalt aufgetragen, nachdem sie zuvor von einem Priester geweiht worden, wovon das Fest seinen Namen erhalten hat. Diese Sitte, zu Ostern mit einander das Geweihte zu essen, wird in ganz Polen beachtet, auf den Schlössern wie in den Hütten, in den Städten wie auf dem Lande. Wenn der Bauer aus der Kirche seiner Parochie zurückkehrt, findet er Eier, Wurst, Lammbraten, Schinken und Kuchen mit Safran und Rosinen auf seinem Tische. Dies Gastmahl, das er mit seiner Familie und seinen Freunden theilt, soll ihm gewissermaßen eine Entschädigung für die strenge Enthaltensamkeit seyn, der er sich während der Fastenzeit unterzogen hat. Gegenseitige Glückwünsche gehen dem Mahle voraus; man wünscht sich eine glückliche Zukunft und eine frohe Gegenwart. Der wesentlichste Theil der Feierlichkeit besteht darin, daß den Gästen vor den anderen Speisen zuerst geweihte Eier, von einem heiteren Hallelujah-Gruß begleitet, dargereicht werden. Der Wirth präsentiert diese Eier, und jeder Gast muß sein Theil davon nehmen.

Aus den älteren Polnischen Schriftstellern ersieht man, daß der Ursprung dieses eigenthümlichen Gebrauchs, der noch heutzutage in Polen fort dauert und etwas echt Patriarchalisches hat, sich in die Osterfestlichkeiten der ersten Kirche verliert. Rey sagt, wer kein Geweihtes esse, gelte für einen schlechten Christen; jede Schüssel hatte nach ihm ihre besondere Bestimmung, ihre eigene Kraft: die Bratwurst schlugte gegen das Gift der Schlangen; der Rettig diente gegen die Insekten; die jungen Hühner bewahrten vor Gefangenschaft. Jeder Christ, der nicht zu der in den Kirchen gefeierten Auferstehungsfeier erwacht war, verlor das Recht, von dem Geweihten zu essen. Ein anderer Schriftsteller, der sich mit den alten Gebräuchen der Polen beschäftigt hat, berichtet, daß es in den vornehmen Häusern Sitte gewesen sey, von Allem nur ein wenig zu kosten und das Uebrige der zahlreichen Dienerschaft zu überlassen. In einem Briefe, welchen Nikolaus Pizala (Pischonta), ein Hofmann des berühmten Feldherrn Tarnowski, an seine Gattin geschrieben, findet man eine anziehende Schilderung von einem solchen Geweihten, welches ein Krakauer Bürger gab.

„Bei Nikolaus Ebroberski“, so lautet diese Erzählung, „einem Beamten der Stadt, wurde auf einer runden, mit einem gestickten Tischtuch bedeckten Tafel, um welche hundert Personen Platz hatten, auf sechs silbernen Schüsseln verschiedenes Rauchfleisch aufgetragen; auf sechs anderen Schüsseln waren zwei Spanferkel, gewürzreiche Bratwürste und bunt, besonders dunkelroth gewaltete Eier servirt. Figuren, aus Kuchenteig geschnitten, waren in komischen Bewegungen und Handlungen dargestellt; so sah man zum Beispiel Pilatus dem Muhammed eine Bratwurst aus der Tasche stehlen; nun essen aber bekanntlich Türken und Juden kein Schweinefleisch; es war also ein Epigramm.“ Mitten auf der Tafel stand ein wunderschönes Lamm in Lebensgröße; aber ich hätte gern das ganze Geweihte für die Augen dieses Lammes hingegeben; es waren zwei Diamantringe von der Größe einer Haselnuß, auf schwarzen Grund aufgesetzt. Die Diamanten funkelten im strahlendsten Glanze, wie Augen. Dies Lamm, dessen Wolle so täuschend nachgeahmt war, daß sie den schärfsten Blick täuschen konnte, hatten Fräulein Agnes und der Urheber ihrer Tage selbst verfertigt. Der große Kron-Feldherr, Johann Tarnowski, von Herrn Ebroberski zu diesem Geweihten eingeladen, begab sich mit seinem Hofstaat in dessen Haus und stand lange Zeit in Staunen versunken vor dem wunderbaren Lamm. Doch welchen Werth konnten für ihn die Diamanten haben? Das Gefäß seines Säbels war ganz mit solchen Steinen besetzt. Bloß die Arbeit entschloß ihn; er aß wenig; außer sich vor Bewunderung, hatte er nur Augen für das Werk und für die Person des Fräulein Agnes. Der alte Mann rückte mehrere Male seinen Säbel zurecht, denn er war über alle Beschreibung erfreut und bezaubert. Außerdem sah man vergoldete silberne Flaschen mit Del und Weinessig und vier gewaltige Krüge voll alten Meths auf Schüsseln von vergoldetem Silber, umgeben von gleichfalls vergoldeten Weibgeschäßen; ferner silberne Schüsseln, angefüllt mit überzuckerten Früchten aller Art, wie sie Gott in unserem Lande wachsen läßt, sämmtlich von Fräulein Agnes zur Herbstzeit so zubereitet. Karaffinen, die in vergoldeten silbernen Köben standen, waren mit Wein gefüllt; das Glas war weiß wie Schnee und von vortrefflicher Arbeit.“

„Es ist nun Zeit, daß ich von wichtigeren Dingen rede, die auch Du liebst, meine kleine Salomeh, von allen möglichen Arten Backwerk, Torten, Kuchen, Waben und dergleichen, deren Zahl ich mich unmöglich erinnern kann, und von denen die Hauptorte umgeben war. Diese

*) Ob der Verfasser dieses Briefes oder der Krakauer Gastgeber oder Beide den Pilatus für einen Juden gehalten, muß dahingestellt bleiben.

hatte mindestens acht Ellen im Umfange und zwei Fuß in der Dicke. Kaum waren wir angekommen, so drang uns ihr süßer Duft entgegen. Die Ränder dieses toffalen Gebäcks waren mit verschiedenen Figuren verziert; unter anderen erkannte man die sprechenden Bilder der zwölf Apostel, aus Teig geformt. Judas besonders machte mir viel Spaß; Du erinnerst Dich wohl noch eines gewissen Bielbutowski, liebes Sakomehchen, der mir für meine trüchtige Stute ein kleines blindes Pferd anbot und, mich umarmend, Gott zum Zeugen anrief, daß das Thier ohne Fehler sey; gerade so, — zwei Wassertropfen können sich nicht ähnelicher sehen — sah Judas mit seinem rotgelben safranfarbenen Schnurrbart aus. In der Mitte befand sich Jesus Christus mit einer Fahne, und über ihm schwebte ein Engel, der, ohne daß man es merkte, an einem Draht befestigt war und seinen Flug gen Himmel zu nehmen schien; aus seinem Munde gingen die Worte hervor: Resurrexit sicut dixit, alleluja! Die übrigen Sorten stellten mancherlei andere Gegenstände dar. Sehr anziehend war für mich das Bad, ein Kuchen von ganz besonderer Gestalt, der einen mit weißem Mehl gefüllten Fischreiß darstellte, in welchem kleine Fische und Nymphen schwammen. Cupido spannte seinen Bogen; statt aber auf ihre Herzen zu zielen, zielte der Schelm, Gott verzeihe es ihm, auf ihre schönen Augen, die sie tüchtig bedeckten. Dieses Stück war mit der seltensten Vollendung gearbeitet.

„Nach den üblichen Gebeten fing man an, von den Gottesgaben zu genießen. Der große Feldherr ersuchte freundlichst, daß man ihm erlauben möchte, den Wirth zu machen, so gut er es verstünde. Er aß von Allem ein klein wenig; vom Mehl kostete er, den Wein aber lehute er ab, indem er sagte: „Es wäre uns besser gewesen, ihn nicht zu kennen; dies Getränk hat uns viel Schaden gethan.“

„Der Kron-Feldherr reichte einem Jeden geweihte Eier, wobei er ohne Umstände mit Fräulein Agnes den Anfang machte, die erröthend ihr Ei aß, nachdem sie bescheiden gedankt hatte. Wir warteten alle ehrerbietig, bis der Kron-Feldherr uns erlauben würde, an die Tafel heranzugehen. Er säumte auch nicht, zu uns zu sagen: „Machen Sie doch von der Großmuth des Hausberren Gebrauch, meine Herren, aber mit Maß und Anstand.“ Er selbst verneigte sich vor Fräulein Agnes, lächelte sie auf die Stirn und sagte zu ihr: „Fräulein, verschleierte Eure Reize vor Sr. Majestät.“ Dann empfahl er sich Allen und begab sich aufs Schloß zurück. Als er fort war, fingen wir erst an, unseren Appetit zu stillen; der Mehl und besonders die Torte auf der Mitte des Tisches empfanden die Wirkungen davon. Diese Riesentorte enthielt über fünfzig Pfund Käse, eben so viel Honig und andere Inzidenzien; ihr Geschmack war köstlich. Herr Sniaryski (Schjaryski) aß mit solchem Appetit, daß er beinahe ersickt wäre. Mitten während des Festes wurden wir plötzlich durch die komischen Gebete der kleinen Knaben unterbrochen, die Gott ihnen verzeihe; diese armen hungrigen Kleinen hatten große Lust, sich in unsere Geschäfte zu mischen; auch gingen sie nicht leer aus; jeder von ihnen nahm ein gewaltiges Brod, über acht Pfund schwer, einen Topf Mehl, ein Stück Wurst, eine halbe Elle lang, mit Senf zubereitet, und ein tüchtiges Stück gepfefferten Schinken, wie Gott es besiebt, mit hinweg. Herr Kasimir Diecki (Dischjaki) lachte wie ein Besessener über einen kleinen Dummkopf, der sich, als Pilatus verkleidet, einen Bart von Flachs und lange Augenbrauen von Birkenmoos angelebt hatte. Herr Mielecki (Mialecki) ein Verwandter des großen Feldherrn, betrachtete Fräulein Agnes, statt sich mit dem Geweihten zu beschäftigen; es war, als wollte er sie verschlingen.“

„Wie wobuten diesem Schmause mit der offenen Herzlichkeit unserer Vorfahren bei. Jeder aß nach seinem Geschmack. Niemand sprach den Getränken über die Maßen zu; wir schieden mit einem heiteren Hallelujah, Schwangen uns aufs Pferd und ritten nach dem Schloß, wo das Andenken an die Auferstehung unseres Heilandes allgemeine Freude verbreitete. Alle Hofbeamte Sr. Majestät und andere vornehme Herren aßen und tranken zusammen in den unteren Gemächern des Schlosses, vermieden aber, eingedenk der Feier des Tages, jede Ausschweifung.“

Eine andere nicht minder naive und anziehende Beschreibung dieses uralten Polnischen Festmahls findet man in einem alten Kalender des Großherzogthums Posen, aus der Zeit Wladislaus IV. Der dortige Erzähler äußert sich folgendermaßen über die Feierlichkeit:

„Der Wojewode Sapieba (Sapsäba) veranstaltete zu Dereczyn (Därätschn) ein überaus prächtiges Geweihtes, zu welchem sich eine große Menge Lithauischer und Polnischer Großen versammelten. Mitten auf einer langen Tafel befand sich ein mit Pilaxien und anderen Leckereien zubereitetes Lamm, welches das agnus Dei vorstellte, und über dem eine kleine Fahne angebracht war. Dieses köstliche Gericht war für die Damen, die Senatoren, die höchsten Würdenträger der Krone und die Geistlichen bestimmt. Auf der einen Seite sah man vier gewaltige Keiler, welche die vier Jahreszeiten vorstellten; jeder dieser Eber war mit Schweinefleisch, Schinken, Wärsen und Spanferkeln gefüllt. Der Koch hatte eine Probe von dem wunderbarsten Talent abgelegt, indem er diese ungeheuren Massen zu braten gewußt. Auf der anderen Seite der Tafel waren zwölf gebratene Hirsche mit vergoldeten Geweißen der Gegenstand der größten Bewunderung; alle Arten von Wildpret, Hasen, Kaninchen, Rebhühnern, Auerhähnern und Fasanen, waren genommen worden, um diese Hirsche, welche die zwölf Monate des Jahres vorstellten, damit zu füllen. Um diese ungeheuren Fleischmassen herum standen gewaltige Torten, die man nur nach Klaftern messen konnte. Dieser Torten waren zweiundfünfzig an der Zahl, den Wochen des Jahres entsprechend. Dazu kam noch ein ganzer Wald von Samogitischen und Masurischen Kuchen“).

*) So nennt man noch heutzutage Safrankuchen mit Rosinen und Mandeln.

sämmtlich mit Rosinen, Mandeln und anderem Naschwerk gefüllt. Hinter diesen Verschönerungen befanden sich dreihundertfünfundsiebzig Buben (Napstuchen), welche die Tage des Jahres bedeuteten. Jede dieser Buben trug eine andere Inschrift, und mancher neugierige Gast belustigte sich erst mit deren Entzifferung, ehe er daran dachte, seinen Appetit zu stillen. Getränke waren in gleicher Menge vorhanden. Zuerst kamen vier Karaffinen voll Weins aus der Zeit König Stephan's, dann zwölf silberne Kannen mit Wein aus der Zeit des König Sigismund; ferner zweiundfünfzig silberne Tönnchen mit Spanischem, Italiänischem und Cyper-Wein gefüllt; weiterhin noch dreihundertfünfundsiebzig Fäßchen Ungar-Wein und endlich acht tausend siebenhundertfünfzig Maas Biesaschen Meths, dieser für die Dienerschaft des Hauses; zusammen wieder die vier Jahreszeiten, die Monate, Wochen, Tage und zuletzt auch noch die Stunden des Jahres bezeichnend.“

Auch in unseren Tagen wird das Geweihte noch gefeiert, aber im Verlauf der Zeit und durch die Fortschritte der Civilisation hat es eine etwas andere Gestalt bekommen. Vergebens würde man jetzt ganze Hirsche und Eber auf der festlichen Tafel suchen. Indes überall, wo sich Polen am ersten Oftertage befinden, wird man sie auch diese von ihren Vorfahren überkommene Sitte gewissenhaft beobachten sehen. Wie man sie in Spanien zur Zeit des Kaiserreichs das Ofterfest mit der Feier des Geweihten begehen und selbst die Spanier durch ihre fromme Gesinnung erbaun sah, eben so feiern noch heutzutage die in Frankreich, England und Amerika zerstreuten Flüchtlinge den heiligen Tag durch eine Ceremonie, die gewissermaßen einen Theil ihrer Nationalität ausmacht.

Die beiden obigen Gemälde sind in ihrer einfachen und naiven Sprache ein treuer Ausdruck des Geistes einer ritterlichen Zeit und ein lebendiges Bild von jenem orientalischen Prunk, der in den Volksgewohnheiten des alten Polens vorherrschte und sich so harmonisch mit dem Charakter seiner Einwohner verband, die in ihren Handlungen einfach und edel, in ihrem Temperament heiter und jovial und in ihren Gesinnungen so gemüthlich waren.

Mannigfaltiges.

— Philosophie in Italien. Das Land des Galilei, des Savonarola und des Vico hat sich zwar schon durch diese Namen seinen Platz in der Geschichte der neueren Philosophie gesichert, gleichwohl hat doch gerade diejenige Periode, in der sich die Philosophie erst zur Wissenschaft gestaltete, keinen ausgezeichneten Kopf in Italien geweckt. Es blieb ein stummer Zuschauer bei allen Umwälzungen, welche das Reich des abstrakten Gedankens in Frankreich, England und Deutschland erfuhr, und nur der angewandten Wissenschaft hat es seine Galvani, Volta, Meloni, Plana u. A. geliefert. Jetzt scheint es jedoch einen Theil seiner Schuld abtragen zu wollen. Es schallt aus Italien ein Name herüber, der einen guten Klang durch ganz Europa zu bekommen verspricht. Dieser Name ist Rosmini. Der Abate Antonio Rosmini lebt und lehrt in Turin, wo er bereits im Jahre 1830 seinen *Nuovo Saggio*, d. h. seinen „Neuen Versuch über den Ursprung der Ideen“ herauszugeben anfang. In den bürgerlichen Unruhen jenes und des folgenden Jahres konnte sich jedoch eine neue wissenschaftliche Erscheinung kaum bemerklich machen, und so blieb sie im Bereiche seines Lehrstuhles und seiner Freunde. Gegenwärtig ist jedoch in Mailand eine zweite Auflage des *Nuovo Saggio*, und zwar in vier Bänden, erschienen. Der Versuch hat sich Bahn zu machen gewußt und kündigt sich namentlich als den Vorläufer einer „Psychologie“, eines „Systems der Moral“, eines „Naturrechts“ und einer neuen „Untersuchung über die Natur des Schönen“ an. Uns Deutschen wird Herr Rosmini wohl kaum etwas noch nicht Bekanntes bringen, aber in Italien ist sein Buch mit Recht als die Morgenröthe einer neuen Sonne begrüßt worden; von der man eben sowohl Licht als Wärme erwartet. Sein *Nuovo Saggio* ist nichts Anderes, als die Wissenschaft des Absoluten auf dem Standpunkte der Deutschen Philosophie. Die beiden ersten Bände geben eine historische Zusammenstellung alles dessen, was bisher über diese Wissenschaft gedacht und geschrieben worden; der dritte entwickelt des Verfassers eigenthümliche Theorie, und der vierte endlich führt zu neuen, aber für jetzt erst angedeuteten Schlussfolgerungen aus dieser Theorie, so wie zu einer Befämpfung Cousinischer Prinzipien und derjenigen einiger neuerer Deutschen Philosophen. Herr Rosmini knüpft unmittelbar an Kant's Kritik der reinen und der praktischen Vernunft an und hat sich dadurch von selbst in eine gewisse Parallele oder Opposition zu den Nachfolgern Kant's auf dem Gebiete der Deutschen Philosophie gestellt. Er will es sich auch keinesweges nehmen lassen, ein ganz neues System gegründet zu haben, obwohl er nur mit dem Materiale weiter gebaut, das ihm von Kant überliefert worden. Intuition, transcendente und empirische Erkenntnis bilden zwar auch die Grundlagen seiner Lehre vom Ursprunge der Ideen, aber die Eintheilung und die Anwendung, die er diesen Begriffen giebt, ist eine von der Kantischen Philosophie allerdings sehr verschiedene, und so dürfte es wohl auch bald die Deutsche Kritik der Maße werth finden, von dem neuen Wissenschafts-Apostel in Italien Notiz zu nehmen und ihn bei uns einzuführen. Rosmini selbst hat ganz kürzlich, als Erwiderung auf eine Schrift des Grafen Mamiani, eine kleine Abhandlung herausgegeben, die als Leitfaden dazu dienen kann, um mit den neueren Forschungen in Italien bekannt zu werden. Sie führt den Titel „Ueber die Erneuerung der Philosophie in Italien“ (Il Rinnoamento etc.) und ist ebenfalls in Mailand bei Pogliani erschienen.